



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Gastspielunwesen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kämpfer für Pflicht und Vaterland seine liebe Noth hat, wer möchte es den Landsknechten verdenken, wenn sie für schwere Kriegsarbeit allzeit vollaus an Essen und Trinken haben wollten? Sonst unerschrockene Regimenter verweigerten häufig Dienst und Zucht, wo Schmalhans Küchenmeister war; so konnten die Deutschen in dem umlagerten Pavia nur mit List und Mühe bezähmt werden und vergeblich zerbiß der Graf von Mansfeld sich die Nägel in Vorr: hätte auch die geschossene Mauerlücke nicht so weit geklafft, er mußte die Grenz-feste von Luxemburg dem Connetable von Frankreich öffnen, weil seine daheim an derbe Kost gewöhnten Schwaben und Niedersachsen nicht Lust zeigten, sich mit fastendem Magen vor der Bresche todt-schießen zu lassen. — In williger Entbehrung haben andere Nationen Vorzüge, dafür läßt sich der Deutsche ehrlich todt-schlagen, so lange man Zusage hält und ihm wohl sein läßt.

Nebelstände schlimmer Natur zog sehr häufig die Entlassung der Kriegsvölker im fremden Sold nach sich, wenn Nichtbefolgung des kaiserlichen Abberufungsmandates, das mit Aht und Galgen drohte, sie heimatlos gemacht hatte; war Sold und Beute verzehrt und lief nicht neues Kriegsgeschrei um, dann wehe Landstraße und Bauersmann! Die komische Seite dieser Erscheinung hat Hans Sachs, in seinen Jugendjahren vielleicht selbst frommer Landsknecht, in dem Schwanck dargestellt, wie neun Landsknechte sich in den Himmel „hineingegartet“ haben, aber flugs zu spielen und gottlos zu lästern anfangen, so daß St. Petrus ihrer nur durch falschen Waffenlärm listig wieder los werden kann und seitdem keinen mehr hineingelassen hat. —

Aber wenn wir auch kein Gebrechen deutscher Natur und jener Zeit unserm Auge entziehen wollen, immerhin können wir mit Freude und Stolz auf die gemüthvolle Treuherzigkeit und mannhafte Streitbarkeit der frommen Landsknechte zurückschauen! —

Das Gastspielmwesen.

Sei es uns vergönnt, in folgenden Zeilen eine Seite unsrer Bühnenzustände zu berühren, welche die gewöhnliche Ansicht als eine Glanzseite derselben zu betrachten pflegt, während sie doch Nähersehenden und Ensterdenkenden grade als eine der schlimmsten Schattenseiten erscheinen muß. Wir meinen die Sitte oder vielmehr Unsitte der endlosen Gastspiele. Unse Betrachtungen gelten hier hauptsächlich dem Schauspiel, obwol sie auch in vielem auf die Oper angewandt werden könnten, wo dieser Krebschaden kaum weniger zu Tage tritt.

Lange und glanzvolle Zeiten hat unsre deutsche Schauspielkunst durchlebt,

fast ohne das Institut der Gastspiele zu kennen. Selten, daß einer unsrer alten Meister auf fremden Bühnen in fremder Gesellschaft auftrat. Schröder gastirte allerdings zur Zeit seines Engagements am damaligen Nationaltheater zu Wien zweimal in Hamburg, allein sein Hauptzweck dabei war, sein Andenken in dem Ort, der die Wiege seines Ruhms gewesen, frisch zu erhalten und sich die Möglichkeit einer einstigen Rückkehr zu bewahren. Schröder sah mit vorahnendem Blick, daß unter den damaligen Verhältnissen seines Bleibens in Wien nicht lange sein könne. Bekannt ist aber, daß er auf einer andern Kunstreise durch Deutschland alle und jede Anerbietungen zu Gastspielen ablehnte. Späterhin suchte ihn Schiller für die erste Darstellung seines „Wallenstein“ in Weimar zu gewinnen, und forderte ihn sogar in dem Prolog zu „Wallensteins Lager“ öffentlich dazu auf — umsonst. Sicher wirkte bei diesem ablehnenden Entschluß gegenüber einer so ehrenvollen Einladung Schröders Einsicht mit, welche ihm die neu sich erhebende Periode der dramatischen Poesie und darstellenden Kunst, die wir am besten als die „rhythmische“ charakterisiren können, als eine ihm fremde und unverständliche erscheinen ließ. Aber gewiß sah Schröder auch mit seinem klaren Verständniß der Bedingungen einer wahren Kunst ein, daß zur Hebung derselben die Gastspiele niemals beitragen, daß in ihnen kein Heil liegt.

Issland ist eigentlich der erste, der die Unsitte begründete. Seine Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, daß er aus Eitelkeit und Sucht nach Beifall zu weit gehe, daß er durch Vertheilung von Freibillets sich den Beifall erkaufe, und daß er sich auf seinen Gastspielreisen übermäßig anstrengte und somit ruinire. Und doch schien das Publicum zu jener Zeit schon sehr gnädig, wenn es den Gast nach der ersten und letzten Vorstellung gleichsam zum Gruß und zum Abschied — hervorrief. Was würde Issland wol in unsern Tagen denken, in denen ein jeder Gast ex officio gerufen, und der Enthusiasmus vorsorglich nicht bloß durch Freibillets, sondern auch durch sonstige reichliche Spenden belebt und angefeuert werden muß? Eine jede Zeit hat freilich ihre eigne Weise, nur ist es zu bedauern, daß man in diesem Fall der unsern nicht den Vorzug geben kann.

Es wäre einseitig, wollten wir mit einem Schlag alle Gastspiele verdammen, und sie abgeschafft haben. Unser Kampf gilt nur der marktschreierischen Art, mit der man diese Sitte mißbraucht, und bei der niemand weniger Vortheil hat, als grade die Kunst, deren Princip man doch so großsprecherisch dabei an der Stirne trägt.

Fühlt sich der Schauspieler nur einmal flügge, gleich kommt ihm auch die Lust, in fremde Länder zu wandern. Die bedeutenderen Schauspieler haben ja ohnehin contractlichen großen Urlaub, und sind mehrere Monate des Jahres auf Gastspielreisen, um auch andern Unglücklichen die Wohlthat ihres Anblicks

zu gewähren. Die Gründe, mit denen man diese Kunstzugvögel vertheidigt, sind faßlich und blendend. Allerdings wird gar vielen eifrigen Theaterfreunden nur durch diese Gastspiele Gelegenheit geboten, die großen Künstler kennen zu lernen und sich ihrer zu freuen. Ob aber dieser Zweck nicht auch, und sogar besser erreicht werden könnte, wenn diese Kunstreisen weniger handwerksmäßig betrieben würden? Zudem ist die Bemerkung gewiß nicht ungerechtfertigt, daß ein Publicum einen Gast nach ein paar Vorstellungen höchstens im Allgemeinen, und das sogar nur oberflächlich, beurtheilen — seinem eigentlichen Werth, seiner innern Eigenthümlichkeit aber nicht im mindesten nachgehen kann. Wie aber schwindet damit der so sehr gerühmte Vortheil zu einem Minimum zusammen! Ist es doch gewöhnlich nur die Neugier, welche die meisten treibt, und die Eitelkeit, ihn, den Großen, Unübertrefflichen, oder sie, die Herrliche, Holbe mit eignen Augen gesehen zu haben. Und doch haben sie am Ende kaum mehr als eine Caricatur der großen Künstler gesehen, wissen dafür freilich mit um so größerer Anmaßung, je geringer ihr Verstandniß ist, über das Gesamtgebiet der Kunst mit allen ihren Einzelercheinungen abzuurtheilen. Was thut bei einem Publicum nicht die vorgefaßte Meinung, nicht das imponirende Urtheil der so unabhängigen Zeitungen! Unter zehn bedeutenden Gastspielen ist gewiß bei neun anzunehmen, daß das Publicum weniger die wahren Vorzüge des Künstlers beachtet, als daß es sich an Fehler, manirirte Angewohnheiten klammert, die es als preiswürdige Talente und erhabne Schönheiten in den Himmel erhebt.

Schwächer noch, wie mit diesem Grund, ist es mit einem andern bestellt. Außer in den drei bis vier größten deutschen Theatern, ist das Publicum bereits so weit, daß es nur bei einem Gastspiel eines bedeutenden Künstlers ein classisches Stück in guter Aufführung sehen zu können meint. Nur von Gästen duldet man classische Stücke. Ist mag wirklich die heimische Bühnengesellschaft für ein solches Stück keine Kräfte haben, oft aber verbirgt sich auch der Ungeschmack hinter diesem Vorwand, nur um durch ernstere Aufführungen nicht gelangweilt zu werden. Den letzteren Theil des Publicums können wir süglich übergehen, aber auch die erstere Ansicht, daß bei unzureichenden eignen Kräften nur mit Hilfe eines Gastes eine tüchtige Darstellung eines Meisterstücks zu erzielen sei; erscheint trüglisch. Geben wir auch viel zu, so bleibt dieser Grund doch nur halb wahr. Denn geben wir zu, daß die betreffende Rolle von dem Gast auch meisterhaft gegeben würde, so haben wir damit noch lange keine genügende Darstellung, indem das Unfertige und Auseinanderfallende, das ein solches Gastspiel fast unabweislich mit sich bringt, dadurch nicht gehoben wird. Kommt aber hinzu, daß der Gast, wie es gewiß oft geschieht, weniger die Rolle, als sich selbst spielt, daß er nach Effect und Applaus strebt, so bleibt uns von der vielberühmten guten Vorstellung nur ein widerlicher Eindruck.

Liegt aber der Werth einer Vorstellung besonders in der Abrundung des Ganzen, in dem Verständniß, das durch das gesammte Stück geht, und das Zusammenspiel wie ein belebender Hauch erfrischt, so muß man anerkennen, daß all diesen Anforderungen ein Gastspiel gradezu widerspricht. Nichts hemmt und stört gewöhnlich das Zusammenspiel eines Abends mehr, als ein Gast, und je bedeutender dieser erscheint, um so mehr tritt jener Uebelstand zu Tage. Gewiß, der Gast mag großartige, hinreißende Momente bieten, allein das Ganze — somit das Wichtigste — zerfällt in sich. Oder will man den Total-
eindruck zu Gunsten eines Einzelnen hintansetzen? Dann freilich dürfte der bildende Künstler sich auch darauf beschränken, nur einen kleinen Theil seiner Figur im Detail zu bearbeiten, das Ganze und Große aber nur im Rohen anzudeuten.

Doch das sind ja anerkannte Grundsätze. Weit mehr fragt es sich hier, ob es überhaupt möglich erscheint, daß ein Künstler sich selbst und seiner Kunst Würdiges auf seinen Kunstreisen leisten kann? Uns erscheint dies zum wenigsten sehr schwierig. Der Gegenbeweis mag freilich sehr leicht erscheinen, indem man uns nur auf den Enthusiasmus der Menge, auf den Beifall selbst des gebildeteren Publicums hinweist. Und dennoch ist das so gut, wie nichts bewiesen. Wer da weiß, wie sehr sich — sei es durch die vorgefaßte Meinung von der Trefflichkeit des Gastes, oder sei es durch Vorliebe für das aufzuführende Stück im Theater selbst die Feingebildeten vorweg einnehmen lassen, der wird auch wissen, was jener Beifall zu bedeuten hat. Niemand aber, der den Gast so hoch erhebt, mag ihn in seiner Heimath d. h. in seiner gewöhnlichen, heimischen Gesellschaft gesehen oder doch genauer beobachtet haben. Hat man das aber, so wird man meist sehr leicht eine Veränderung des Spiels bemerken, die nicht grade zum Vortheil des Künstlers sich zeigen mag. Wie kann das auch anders sein? Unsere Künstler gehen jetzt ein Drittheil des Jahres auf Gastspielreisen; sie versorgen sich dafür mit einem Cyklus von einem halben Duzend Rollen, die sie nun wöchentlich und an den verschiedensten Orten herabspielen.

Wer möchte, wenn er das überlegt, noch an Begeisterung bei ihnen glauben? Wer ist da noch überzeugt, daß der Schauspieler, der wöchentlich wenigstens einmal als Hamlet überlegt „ob sein oder nicht sein“ — wirklich noch das lebendige Gefühl, die innere Erregung besitze, oder wer wird nicht vielmehr an den Staarmag und seine Kunststücke erinnert? Beschränkte sich das Uebel aber nur auf den bloßen Mangel des Gefühls, so wäre es wenigstens nicht schlimmer als gewöhnlich, wo man sich auch oft vergebens nach etwas Gefühl, wie nach einer Dase in der Wüste sehnt. Doch nur zu leicht tritt beim Gastspiel für diesen eben erwähnten Mangel ein schlimmer Ersatz ein, der größte Feind wahrer Kunst — Effecthascherei. Solches Coullissenreißern wird um so

verderblicher, je einschmeichelnder es uns eingegeben wird. Der rohe Ateur, der bei jedem Abgang brüllen zu müssen glaubt, daß das Haus erzittert, wird einfach ausgelacht; der aber, der mit affectirtester Feinheit seine Abgänge in das rechte Licht zu stellen weiß, der auch sonstige kleine Hilfsmittel nicht verschmäht, als da sind ein bißchen Stottern, dann Dehnen und plötzliches Fallenlassen der Worte, oder der gar mit einer neuen, wenn auch an sich un- wahren und abgeschmackten Deutelei seiner Rolle dem Publicum imponirt — der wird bewundert und verehrt. Beide stehen aber auf der nämlichen Stufe der Kunst — beide wollen mit ungehörigen Mitteln den Sieg davon tragen.

Es ist eine kaum zu vermeidende Klippe für die Künstler, daß sie in ihren Gastdarstellungen zu sehr austragen und nuanciren. Es ist begreiflich, daß sie ihre Vorzüge dem neuen Publicum in das schönste Licht zu stellen und sie so viel wie möglich hervorzuheben trachten. Das Publicum seinerseits erwartet etwas Unerhörtes, Unübertreffliches, und so kommen sich beide entgegen und treiben sich gegenseitig auf der schwindelnden Höhe empor, die immer weiter von der Natur abführt. Einen schlagenden Beweis lieferte hierfür schon Iffland, der freilich wieder verständig genug war, seinen Fehler einzusehen und zu gestehen. Er gab im Jahr 1809 eine Reihe von Gastvorstellungen in Hamburg und gefiel an einem Abend in der Rolle des Baron in der „Lästerschule“ außerordentlich, da er mit wahrhaft übersprudelnder Laune spielte. Er mußte die Rolle wiederholen, und zu dieser zweiten Darstellung fand sich auch Schröder ein, der damals das Theater schon verlassen hatte, und Iffland wußte um diesen Besuch. Sieh da, zur größten Verwunderung aller gab Iffland ein ganz andres Bild als das erste Mal, mit viel gemäßigeren, naturwahreren Zügen, und als ihn jemand über seine vermeintliche geringere Laune berief, sagte er ruhig, auf Schrödersloge deutend: „die hohe Obrigkeit ist auf ihrem Posten.“*) —

Gestand aber schon Iffland auf diese Weise seinen Fehler, wie vielmehr ist er seitdem Allgemeingut der reisenden Schauspieler geworden, und mußte es werden. Iffland ist es, der zuerst in seinen Darstellungen ein Effectspiel aufbrachte, das selbst seine große Künstlernatur oft ganz beherrschte.**)

Hat sich der Künstler aber einmal in mehrmonatlichen Gastspielen an die Unsitte des Affectirens und Effecthaschens gewöhnt, wird er da — zurückgekehrt an seinen heimischen Ort, nicht die Art und Weise, die ihn in der Fremde so vielen Beifall ernten ließ, auch bei den heimischen Laren einbürgern wollen?

Goethe sprach sich öfters gegen die häufigen Gastspiele aus. Auf den Vorwurf, daß er dem Publicum die Bekanntschaft mit fremden Künstlern ent-

*) Lebrun, hamb. Theatergesch.

**) Tieck, dramatische Briefe, an mehreren Orten. Ed. Devrient, Geschichte der Schausp. III, 58.

zöge, sagte er: „Sind sie schlechter als unsre Schauspieler, so wollt ihr sie nicht sehen, sind sie besser, so sollt ihr nicht.“ Durch letzteres Mittel wollte er dem Publicum die einheimischen Mitglieder nicht verleiden. Doch verief er die bedeutendsten, deren Bestiz Weimar doch nicht hoffen konnte, öfters zu Gastspielen, so Iffland, die Unzelmann-Bethmann u. a. Er wollte dabei die Gäste dem Personal zum Muster und neuen Antrieb, dem Publicum zum Maßstab des Geschmacks hinstellen. In Weimar, wo unter Goethes Direction das tüchtige Zusammenspiel als das Wichtigste erkannt war, für das die fleißigsten Studien gemacht werden mußten, mochten jene obenerwähnten Uebelstände der Gastspiele weniger auffallen. Ein Mann, wie Goethe, der schon im Mai 1794 bei Eröffnung des Theaters im Prolog sagen ließ:

„Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle miteinander
Ein schönes Ganze vor Euch stellen sollen,
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.“ . .

und noch deutlicher etwas weiter:

„Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
dem Andern hastig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinweg zu haschen“ —

ein Mann, der diese Zeilen als Hauptprincip hinstellte und die Macht hatte, ihre Befolgung durchzusetzen, konnte auch Uebergreifen der Gäste entgegentreten; allein ob er seinen Zweck erreichte, und die Gastspiele die heimischen Künstler neu belebten und anfeuerten, ist doch sehr zu bezweifeln. Nur zu leicht entsteht das Gegentheil, denn auch Künstler, obwol sie häufig genug Engel und Heilige darzustellen haben, sind doch nur Menschen, die einen Fremden, einen Eindringling, der sich ohne weiteres über sie stellt, und den das Publicum oft ungebührlich erhebt, gewöhnlich mit mißgünstigen Augen betrachten, und wenn sie überhaupt etwas von ihm lernen, nur zu leicht grade die Fehler absehen, weil jener damit seine Haupterfolge erreichte, so daß man getrost von ihnen sagen kann:

„Wie er sich räuspert, wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.“

Gewiß, die Fälle sind zu zählen, in welchen ein solches Vorbild wahren Eifer und wahre Selbsterkenntniß bei andern erweckt. An diesem Uebelstand ist das Publicum oft großentheils schuld, indem es durch allzu ungerechte Parteinahme für den Gast die eignen Bühnenmitglieder mißmuthig macht, die wol empfinden, daß man sie auf eine zu unbillige Art fallen läßt. Sind doch, die wenigsten Theater ausgenommen, überall die Stücke, in denen ein berühmter

Gast aufgetreten ist, für lange Zeit verbannt, da ja das Publicum in seiner gewöhnlichen Laßheit für die allmälige Fortbildung seiner Künstler sich nicht interessirt, sondern stets nach Neuem haschend lieber willig jedes fremde Gesicht aufnimmt, als durch Theilnahme an den eignen Künstlern dieselben anzufeuern sucht.

Das ungefähr sind die Hauptgefahren, die das Gastspielunwesen in seinem Gefolge führt, Gefahren, die abzuwenden vor der Hand freilich gar keine Aussicht da ist, zumal da das leidige Virtuositenthum auch in die darstellende Kunst gedrungen ist, und sich daselbst fest eingenistet hat. Immerhin schadet es nicht, auf diese Mängel aufmerksam zu machen, die sich ja nur an den Mißbrauch der besprochenen Sitte heften. Denn wir sind, wir sagen es nochmals, weit davon entfernt, die Gastspiele ganz zu verurtheilen. Mit Maß und steter Wahrung der höhern Geseze der Kunst, werden sie den Vortheil bieten, den Iffland ihnen zuschrieb, wenn er sagt: „Das Vergnügen, das ein Künstler einem neuen Publicum gibt und von ihm empfängt, verleiht frisches Blut, neue Aussichten, erhöhte Kraft.“

Gewiß, mehr wie ein andrer, bedarf der Künstler nothwendig einer freieren, frischeren Anregung, als er zu Hause empfängt, er bedarf eines anders denkenden, anders fühlenden Publicums, wenn er seine ganze geistige Kraft erhalten und nicht in hergebrachte Formeln und Routine verfallen will. Aber der Künstler soll vor allem kein Mäkler sein, der Werth seiner Darstellung soll nicht nach der Höhe des Honorars bemessen werden, und ebensowenig soll er die nothwendige Anregung, die er bei wohlvorbereiteten Gastspielen an einigen Bühnen finden kann, verwechseln mit der vernichtenden Aufregung, die eine Kurierreise über die verschiedensten Bühnen und durch die verschiedensten Geschmacksrichtungen mit sich bringen muß, und die den Künstler stets tiefer in das Getriebe der Effecthascherei und in den tollen Strudel einer Ehrsucht reißen muß, die sich zuletzt nur um das Beifallsgebrüll und Toben der Galerien bekümmert.

Alle Vortheile der Gastspiele blieben aber, während ihre Nachtheile sehr schwinden würden, wenn die Sitte der Gesamtgastspiele mehr aufkäme. Wenn eine ganze Gesellschaft, oder wenigstens mehrere Mitglieder derselben, die schon den Stamm der verschiedenen Aufführungen bilden, sich vereinigen, um auswärts eine Reihe von Vorstellungen zu geben, so kann dies in den meisten Fällen nur von Nutzen sein. Für die Künstler ist das fremde Publicum da und somit die neue Anregung, ihre Kräfte anzuspannen; die Zuschauer wiederum haben Gelegenheit, fremde Künstler und ihre Art zu würdigen, und doch zugleich sich eines abgerundeten Zusammenspiels, also einer wahrhaften Schauspielardarstellung zu erfreuen. Ja, diese Sitte hätte für die Mitteltheater noch den Vorzug, daß die Gesellschaft, die zu Hause die meisten Stücke nur

ein-, höchstens zweimal wiederholen darf, um das Publicum nicht zu langweilen, auf diese Art die Stücke öfters wiederholend, ihr Spiel und ihr Verständnis nur verbessern könnte.

Das alles möchte wol recht hübsch sein, allein ein Hauptpunkt steht ihm doch entgegen — der Geldpunkt. Der Gast will Geld sehen, viel Geld und dazu gelangt er viel leichter, wenn er allein steht und sich allein producirt. Je mehr er gegen die andern absticht, um so lieber ist es ihm. Da freilich, wo diese Gründe überwiegen, sind alle Worte verloren.

Wir sprachen bis jetzt nur von dem Schauspiel, doch möchten wir auch mit wenigen Worten hier der Oper erwähnen. Denn auch ihr bringen Gastspiele nicht viel Nutzen, wenn sie in der bisherigen Art betrieben werden. Auch hier wird das Ensemble zerrissen und der Charakter des Werks zerstört; und bietet auch die Partitur gewisse Anhaltspunkte, über die niemand hinaus kann, so ist doch dabei der Verderbniß ein überreicher Spielraum geboten, nichts ist ja gewöhnlicher, als daß der Sänger oder die Sängerin, um dem Publicum zu imponiren und die Kraft und den Umfang ihrer Stimmen zu zeigen, die vorgeschriebenen Noten nicht achten, sondern einfach ihrer Liebhaberei folgen. Und fast haben sie Recht, denn niemals ist der Beifall stärker, als wenn der Künstler durch irgend ein übelangebrachtes Kunststück der Kunst ins Gesicht geschlagen hat. Wie der Schauspieler sinkt auch der Sänger bei einem engen Cyclus von Rollen, die er tagtäglich producirt, in handwerksmäßige Manier herab. Eine reine, gebildete Stimme und ein durchdachter Gesang müssen hierbei scheitern und zu Grunde gehen. Doch die Ausführung würde uns hier zu weit führen, genug daß es klar wird, wie sich Schauspieler und Sänger, wenn sie einmal auf einem gewissen Punkt angelangt sind, brüderlich die Hand reichen und ihr Streben das nämliche Ziel hat — den Effect. Und doch ist „der beliebte Effect,“ wie Thibaut in seiner Reinheit der Tonkunst sagt, „größtentheils nichts als ein Erzeugniß des Ungeschicks und der Feigheit, welche Allen dienen und gefallen will.“ —

Zur Culturgeschichte Rußlands.

Die slawisch-griechisch-lateinische Akademie in Moskau.

Am 12. (24.) Januar 1833 feierte die Universität Moskau das hundertjährige Jubiläum ihrer Gründung, die bei allen Mängeln, die den russischen Bildungsinstituten überhaupt anhaften und die Wirksamkeit derselben oft hinter den bescheidensten Ansprüchen zurückbleiben lassen, in der Culturgeschichte